

**Gendereien – Die Welt im Geschlechterblick:**

# **Penis in Plüsch oder Die alte Angst vor der Gleichheit**

*Von Jürgmeier*

---

*Es ist, als hätten sie alle das Bild aus der März-Ausgabe der Zeitschrift „ELLE“ über ihrem Bett hängen...*

„Der Präsident“ – wie sie ihn selbst in europäischen Demokratien nennen –, der seit „nine, eleven“, gegen die eigene Hilflosigkeit anhandelnd, in den Krieg ziehen lässt - und das im Namen derer, die, als Opfer des Angriffs auf „die strahlendste Fackel der Freiheit und der Selbstverwirklichung“ (Bush über die USA) zum Schweigen verdammt sind -, „der Präsident“ will jetzt, wenn nötig allein, wie der klassische Westernheld, aber mit Gottes Hilfe, dem Diktator in Bagdad zeigen, wer der Stärkste ist, hienieden. Den Preis werden die zahlen, die schon für die Härteproben des „Schlächters von Bagdad“ ihr Blut liessen. Die Stilisierung Saddam Husseins zum Über-, weil Un-Menschen hat „gute“ Gründe: Wer das grässlichste Monster erlegt, greift nach dem „grossen Unmöglichen“, wie die Männlichkeit in einem Indianerstamm in Iowa genannt wird. Und so hängt das Leben der Iraki (wie das Schicksal der Welt im Allgemeinen) nicht nur vom Niveau von Wahl- und Börsenbarometern, sondern auch vom Selbstbewusstseinsstand jener grossen Männer ab, die nichts so sehr fürchten wie den Absturz ins Weibliche.

Noch zwischen Leichenteilen und Trümmern des Symbols des Kapitalismus mondial wurde „nine, eleven“ zum zweiten „Pearl Harbour“ erklärt. Dies nur wenige Monate nachdem Hollywood die US-amerikanische Demütigung durch Japan 1941 sowie den darauf folgenden Gegenschlag im filmischen Epos „Pearl Harbour“ reinszenierte und Männer- und Frauenmodelle fürs 21. Jahrhundert vorgab: Soldat Nummer Eins gibt sich als Gentleman und verabschiedet sich am Abend vor seinem Kampfeinsatz in England vor der Türe der geliebten Krankenschwester. Sie solle sich ihre Jungfräulichkeit erhalten. Meint er. Bis die Schlacht geschlagen sei. In Tat und Wahrheit hat er,

vermutlich, Angst, er könnte der Versuchung nicht widerstehen, „in den Armen einer allmächtigen Frau zu versinken, sich in einen kindlichen Kokon des Genusses und der Sicherheit zurückzuziehen“, wie David G. Gilmore in „Mythos Mann“ den „inneren Kampf“ von Wagners Tannhäuser auf dem „Venusberg“ beschreibt. Aber gleich diesem kehrt auch Soldat Nummer Eins in „Pearl Harbour“ tapfer in die „sonnenbeschienene Welt der Konflikte und Gefahren“ zurück. Zieht in die Schlacht, wo er, vermeintlich, sein Leben lässt. Die trauernde Verlobte lässt sich, erst widerspenstig zwar, von Soldat Nummer Zwei trösten und schwängern. Happy End. Bis die unverhoffte Rückkehr von Soldat Nummer Eins aus dem Reich der Toten sie in ein banales Dreiecksverhältnis stürzt. Aber Hollywood wäre nicht die Traumfabrik, wenn sie das gemeine Drama nicht in Minne auflöste. Nach dem historischen Überfall der japanischen Marine auf Pearl Harbour befiehlt US-Präsident Roosevelt, zur Wiederherstellung der amerikanischen Ehre, einen sinnlosen Bombenangriff auf Tokio. Beide Soldaten gehören zu dem „Himmelfahrtskommando“, das, Tage vor dem Abflug, vom Capt'n aufgefordert wird, den Nachbarn zur Linken anzuschauen und sich zu vergegenwärtigen: „Er oder Sie werden in sechs Tagen vermutlich tot sein.“ Wer dazu bereit sei, fordert er seine Mannen auf, solle einen Schritt vortreten. Alle stürzen sich, so 2001 inszeniert, dem Tod entgegen. Nicht einer ist unter den Männern, der Angst zeigt. Soldat Nummer Zwei wankt auch nicht, als Soldat Nummer Eins ihm, im Gegensatz zur werdenden Mutter, verrät, er werde bald Vater. Er will die Schmach tilgen, sich, damals, im Frauenschoss verkrochen zu haben – während der Freund sich, im letzten Moment mit dem Schleudersitz entkommen, durch feindliche Linien schlug -, zieht in den Krieg und kehrt, als Mann rehabilitiert, in einem Blechsarg ins Vaterland zurück. Held Nummer Eins übersteht auch das zweite Stahlbad des Todes, jetzt darf er zum Menschen werden, darf mit Frau und Kind von Held Nummer Zwei leben, denn er hat erbracht, was „dem Mann“ abverlangt wird: Keine Angst vor dem Tod zu zeigen.

*Es ist, als hätten sie alle das Bild aus der März-Ausgabe der Zeitschrift „ELLE“ über ihrem Bett hängen - ein Alptraum für ihn und, offensichtlich, auch pour ELLE...*

„Die haben sich von selbst überholt.“ Sagt die „Tages-Anzeiger“-Redaktorin Simone Meier in einer Sternstunde. Sagt es über George W. Bush und die anderen „alten Männer“. Und hält in der an einem Sonntagmorgen im März ausgestrahlten Sendung „Wann ist ein Mann ein Mann?“ von SF DRS dem Soziologen Walter Hollstein, der, ganz „Mann“, „sachlich“ bleibt und auf Untersuchungen verweist, die ergäben, „dass die ganz jungen Männer eher wieder ein traditionelles machistisches Männerbild ver-

treten“, keck entgegen, er, Jahrgang 1939, rede immer nur von seiner Generation. Dass sie sich einen „feministischen James Bond“ als Mann der Zukunft wünscht, statt einen dieser „duckmäuserischen Waschlappen, wie sie seit den 70er Jahren durch WG's huschen“, gehört zu den Ambivalenzen, in denen sich die Geschlechterfrage in diesen unübersichtlichen Zeiten tummelt.

„Konzept Mann“, „Konzept Frau“, Beruf oder Familie – tempi passati! Erklären mir die Studierenden einer Fachhochschule. Gesellschaftliche Strukturen, Geschlechternormen – bedeutungslos! Alles nur eine Frage individueller Übereinkünfte. Anything goes. Sind Adam und Eva ins Paradies zurückgekehrt? Oder haben die jungen Leute noch nicht einmal die gesellschaftlich hervorgebrachten Ungleichheiten erkannt? Am gleichen Abend beobachte ich beim Bahnhof Stadelhofen ein junges Pärchen. Sie möchte offensichtlich anderswohin als der Mann. Der beendet den kurzen Disput, indem er die Frau entschlossen ergreift, aufhebt und die Treppe hinunterträgt, während sie, keinen Boden mehr unter den Füßen, kreischend und kichernd zurückblickt. Aber ich lasse mich nicht zum alternden Trottel von der traurigen Gestalt machen.

„Konzept Mann“, „Konzept Frau“ – alles nur Klischees.“ Immer wieder höre ich solche Sätze an Fortbildungsveranstaltungen in Genderfragen. Die Verschleierung: „Wir sind doch alle nur Menschen.“ Und dann vergehen nicht einmal zehn Minuten, bis über Geschlechterunterschiede bei den Primaten diskutiert und die Frage gestellt wird, ob nicht doch die Biologie für das erotische Knistern zwischen „Mann“ und „Frau“ verantwortlich sei.

*Es ist, als hätten sie alle das Bild aus der März-Ausgabe der Zeitschrift „ELLE“ über ihrem Bett hängen - ein Alptraum für ihn und, offensichtlich, auch pour ELLE. Als Ermahnung, „den Mann“ nie derart auf den Hund kommen zu lassen...*

Natürlich gibt's in der März-„ELLE“ nicht nur Penis in Plüsch, sondern auch Damen in Stoff und, sogar, Worte. Sätze, die männliche Urängste vor dem Absturz ins Weibliche mobilisieren. „Sie sind sensibel. Gefühlvoll. Frauenverstehender und Windelwechsler. Nur eins sind sie nicht mehr: männlich.“ Schreibt Kuno Nensel. Und der muss es wissen. Er hat „eine Freundin“ gefragt, ob echte Männer „denn wirklich so rar“ seien. „Klar“, soll die gesagt haben, „die ganz jungen geben sich androgyn, dass du der Optik nach nicht mehr zwischen schwul und hetero unterscheiden kannst. Und die zwischen 25 und 35 sind meist nur nett.“ Und das, so Kuno Nensel betrübt, ist nicht nur der SVP Anlass für Häme, denn: „Nett ist auch nicht sexy... Frauen wollen ‚balls‘. Die sind zwar noch dran, bei den meisten. Aber irgendwie verkümmert.“ Denn „die Männer“ hätten es sich „zu

bequem gemacht“, hätten „ihre alte Identität (gezwungenermassen) aufgegeben“ und spielten jetzt eine neue Rolle: „die Frau mit Schwanz.“ Da ist er wieder, der alte Schrecken der Gleichheit. Die Angst, am Ende wisse keine und keiner mehr, was Männlein, was Weiblein ist. Hinter der Angst vor der Dekonstruktion der Geschlechter verbergen sich jene Ängste, die schon die klassischen Männlichkeiten (und Weiblichkeiten) hervorgebracht haben. Allen Männlichkeitskonzepten zugrunde liegt die Hauptformel „Mann sein heisst, nicht Frau sein“.

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“ Formuliert es der ehemalige Ausbilder einer Anti-Terror-Einheit. „Der Mann“ kennt kein Nein. Aber es gehört nun mal zum Leben, dass wir immer wieder mit unseren Grenzen konfrontiert werden. Dass wir die Liebe nicht „herstellen“, kaum etwas gegen Elend und Gewalt zu tun vermögen. In dieser Beschränktheit und unter dem Zwang zur Einlösung des männlichen Allmächtskonzeptes wächst der Wunsch, zaubern zu können. Macht über die Wirklichkeit zu gewinnen. Die Berührung der Welt mit dem Zauberstab der Gewalt verwandelt sie (scheinbar) in „meine Welt“. Gewalt macht Männer. Nach der Ermordung Tausender „Unschuldiger“ im WTC-Tower erklärte „der Präsident“ der „Achse des Bösen“ und ihren „schuldigen“ Völkern den Krieg. Untauglicher Versuch, männliche Omnipotenz in der Stunde der Ohnmacht (wieder) herzustellen. Hauptsache – man handelt. Gewalt – das ist auch die Unfähigkeit zur Trauer.

*Es ist, als hätten sie alle das Bild aus der März-Ausgabe der Zeitschrift „ELLE“ über ihrem Bett hängen - ein Alptraum für ihn und, offensichtlich, auch pour ELLE. Als Ermahnung, „den Mann“ nie derart auf den Hund kommen zu lassen, dass er wie dieser ganzseitige, weisse, kuschelweiche, biege- und anschiessbare Plüschpenis...*

„Ich bin doch nicht so!“ Werden „die Herren“ reklamieren und „die Damen“ sie bestätigen: „Meiner ist ganz anders.“ Vermutlich haben sie sogar Recht. Real existierende Menschen entsprechen selten holzschnittartigen Entwürfen. Die Genderperspektive hat, wie jedes Modell, blinde Flecken. Gerade weil das Konzept Gender davon ausgeht, dass Männer zu „Männern“, Frauen zu „Frauen“ gemacht werden, verführt es uns dazu, Frauen nur als „Frauen“, Männer nur als „Männer“ zu erkennen, wenn sie Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen. Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden, das uns „den Mann“ nur als Täter, „die Frau“ bloss als Opfer sehen lässt. „Tatsächlich aber“, schreibt Arne Hoffmann in der Zeitschrift „Psychoscope“, „geht körperliche Gewalt in der Partnerschaft zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern.“ Dies sei das Ergebnis einer Vielzahl von Studien. Und

im „Magazin“ vom 15. März dieses Jahres wird eine Untersuchung aus Deutschland zitiert, die „besagt, dass auf zehn verprügelte Frauen neun misshandelte Männer kommen.“

Reaktionäre Männerpropaganda? Gefälschte Statistiken? Oder ernstzunehmende Beiträge zur Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit, die unseren Geschlechtervorstellungen widersprechen? Und, unabhängig von den tatsächlichen Zahlen: Was gilt als Gewalt? Gewalt von Männern? Gewalt von Frauen? Und: Wer übt Gewalt aus? Gegen Frauen? Gegen Männer? Und vor allem: Warum werden männliche Opfer beziehungsweise weibliche Täterinnen sehr viel weniger wahrgenommen als weibliche Opfer beziehungsweise männliche Täter?

Die Erinnerung an eine eigene, viele Jahre zurückliegende Erfahrung: Während einer öffentlichen Lesung mit einer ehemaligen Freundin gab mir diese hinter der Bühne eine Ohrfeige. Was nicht im Programm stand. Nach der Vorstellung kam ein guter Freund entrüstet auf mich zu, wie ich dazu käme, meine Freundin zu schlagen. Er fiel denselben Geschlechterinszenierungen zum Opfer wie die Angestellten in Restaurants, die mir regelmässig den von meiner Freundin bestellten Wein servieren. Gewalt macht eine Frau nicht zur „Frau“. Gewalt macht sie zum „Mann“. Als letzthin in einer von mir geleiteten Männergruppe der Mann als Opfer Thema wurde, verlief das Gespräch anschliessend an eine Meditation – in der ich die Männer bat, sich an Situationen zu erinnern, in denen sie Opfer von Gewalt geworden waren – eigentümlich schleppend, geradezu wortkarg. Immer wieder fiel, wenn doch geredet wurde, das Wort „Scham“. Männer, denen als Kind oder Erwachsener Gewalt widerfahren war, schämten sich dafür. Ganz besonders, wenn diese (sexuelle) Gewalt von einer Frau ausging. Einer der Männer erklärte schliesslich, es würde ihm viel leichter fallen, über Situationen zu sprechen, in denen er selbst Gewalt ausgeübt habe.

Dass Frauen „den Mann“ eher als Täter denn als Opfer wahrnehmen, ist verständlich – zum einen sind sie (häufig) Opfer realer männlicher Gewalt, zum anderen dient die Stilisierung des „bösen Mannes“ der Stärkung des idealisierten (weiblichen) Selbstentwurfes. Aber warum sehen sich auch Männer selbst lieber als „böse Männer“ denn als „gute“ oder „nette“? Die Antwort ist einfach: Es erhält die Männlichkeit. „Nett ist nicht cool. Nett ist auch nicht sexy.“ Heisst es in der „ELLE“. „Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann. Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht“, bringt der Sozialwissenschaftler Hans Joachim Lenz das „kulturelle Paradox“ in der Zeitschrift „männer.be“ auf den Punkt. Der Mann, der geschlagen wird (und nicht zurückschlägt), erscheint weniger als Opfer denn als lächerliche Figur. Penis in Plüsch, eben. Der Geschlagene oder Hilflose wird nicht als „Mann“, sondern als „feiges Weib“ wahrgenom-

men. So können Vorurteile wider die Realität aufrecht erhalten werden, denn alle, die dem Vorurteil widersprechen, werden gar nicht als jüdisch, homosexuell oder eben männlich wahrgenommen, bis am Schluss nur noch einer übrig bleibt: James Bond.

*Es ist, als hätten sie alle das Bild aus der März-Ausgabe der Zeitschrift „ELLE“ über ihrem Bett hängen - ein Alptraum für ihn und, offensichtlich, auch pour ELLE. Als Ermahnung, „den Mann“ nie derart auf den Hund kommen zu lassen, dass er wie dieser ganzseitige, weisse, kuschelweiche, biege- und anschmiegsame Plüschpenis nur dank Hundeleine und Ledergstättli zum Stehen gebracht werden kann.*

PS. Die Utopie: „Wir sind doch alle nur Menschen“. Die Frage ist nicht, wie immer wieder drohend an die Wand gemalt, ob die Auflösung der Geschlechter unerotische Spannungslosigkeit hinterliesse, weil wir alle einander gleich, in eine Norm „Mensch“ gepresst würden. Die Frage ist, ob wir die Spannung aushalten würden, alle einander fremd zu sein, das Individuum - „terra incognita“, Tänzerin, der über Grenzen hüpfte. Die Frage ist, ob wir bereit sind, uns dieser irritierenden Fremdheit des Individuums, das die Uniform des Geschlechts abgelegt hätte, auszuliefern. Dann würde „der Mensch“ dem Menschen tatsächlich ein „Mensch“ und die Liebe, was sie immer war – unberechenbar.

Winterthur, 17. März 2003